

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 60 (1989)
Heft: 7

Artikel: Das Heimwesen im Wandel der Zeit
Autor: Schmid, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Heimwesen im Wandel der Zeit

Das Heimwesen hat eine alte Tradition – angefangen bei den Klosterschulen des Mittelalters über Pestalozzi bis zur Neuzeit. Was haben die Jahrhunderte gebracht? Wie stellt sich die Entwicklung dar, und wo stehen wir heute? Diesen Fragen ging in Näfels – zum Abschluss des ersten Tages – Dr. phil. Peter Schmid, Hüttwilen, nach.

Peter Schmid erwarb erst das Lehrpatent und war Primarlehrer an Mehrklassenschulen. Anschliessend studierte er Pädagogik, Philosophie und Heilpädagogik. Von 1969–1973 amtierte er als Schulpsychologe. Gegenwärtig arbeitet Peter Schmid als Dozent und Abteilungsleiter am Heilpädagogischen Seminar Zürich, Ressort Pädagogik für Verhaltensgestörte. Politisch war er von 1984–1987 als Thurgauer Kantonsrat aktiv. 1987 wurde er in den Nationalrat gewählt. Schmid ist Präsident der Grünen Partei der Schweiz.

1. Die veränderten Ausgangslagen im Heimwesen

Das Heim- und Anstaltswesen hat eine jahrhundertealte Tradition. Jedenfalls liegt diese Feststellung auf der Hand, wenn man die historische Entwicklung der Heimerziehung bis zu Pestalozzi oder gar bis in die Klosterschulen des Mittelalters zurückverfolgt. Gleichzeitig wird einem dabei bewusst, wie weit voneinander entfernt die Beweggründe sind, die solchen Institutionen zugrundeliegen und vor welchen unterschiedlichen geschichtlichen und pädagogischen Hintergründen sie entstanden. Die ursprünglich klösterlichen Geist atmenden Internatsschulen bildeten wohlbehütete Inseln inmitten weltlicher Unruhe und hatten eine eigentliche erzieherische Aufbauarbeit im Dienste der Allgemeinheit und des Gemeinwohls zu erbringen. Was Goethe als «Pädagogische Provinz» vorschwebte und auch in der Landerziehungsheimbewegung anfangs dieses Jahrhunderts fortlebte, entstand aus dem pädagogischen Optimismus heraus, die Welt durch Erziehung zu verändern. Selbst in der ebenfalls im Mittelalter ihren Anfang nehmenden Waisen- und Armenkinderfürsorge über Pestalozzis Pionierarbeit auf dem Neuhof und in Stans bis hin zu den Rettungsanstalten eines Johann Hinrich Wichern waren aus dem nie erlahmenden Glauben erwachsen, in einfachsten Verhältnissen das ursprüngliche Menschentum wiederzufinden und heranzubilden.

Etwas vereinfacht zusammengefasst – und vielleicht mag es lediglich aus geschichtlicher Verklärung so erscheinen – standen die früheren Heimerziehungsbewegungen immer für einen Neuanfang ein, für zukunftsweisende Erneuerungen in einer Welt, die von Hunger, Krisen und Kriegen erschüttert war oder in der man der aufkommenden Industrialisierung und Verstädterung mit etwelchem Argwohn gegenüberstand und der Jugend ein Heranwachsen in natürlicher Umgebung und gesunder Luft anbieten wollte. Wenn wir heute die Aufgabenschwerpunkte im Heimwesen betrachten, dann kommt es einem so vor, als stünden diese Anliegen nicht am Anfang eines Aufbruchs zu neuen Horizonten, sondern im Gegenteil am Ende als Auswurf einer hochgeprägten Zivilisation, die sich als unfähig erweist, jenen Men-

schen Hilfe und Zuversicht zu geben, die in der Vereinzelung der Selbstverwirklichungseuphorie keinen Platz mehr unter uns finden. Unsere Heime sind zunehmend Auffangbecken und Aufenthaltsorte für Menschen geworden, bei denen wir nicht weiter wissen, weil ihnen die für die Pädagogik doch so unentbehrliche Zukunft fehlt: den Süchtigen und Aidskranken, den Schwerstbehinderten und den Betagten. Wir haben uns also in zunehmendem Masse mit Menschen zu befassen, denen im landläufigen Sinne keine Zukunft bevorsteht. Ich will damit beileibe nicht die früheren Zeiten beschönigen, die sich oft nur deshalb den Luxus leisten konnten, eine auserwählte Schar von Jugendlichen heranzubilden, weil sie andere Probleme noch nicht kannten oder einer humanistischen Bildung nicht für würdig erachteten. Immerhin stand damals am Anfang von Heimgründungen eine Idee, die dann mit vereinten Kräften und gegen mancherlei Rückschläge und Misserfolge in die Tat umgesetzt wurde.

Auch die Behindertenhilfe verstand sich in ihren Anfängen nicht einfach als Reparaturwerkstatt und Abstellraum von Menschen, die den täglichen Anforderungen nicht oder nicht mehr gewachsen waren. Nicht der Defekt stand im Mittelpunkt des Interesses, sondern das Unversehrte, das viel ursprünglichere Menschsein, das es im Behinderten zu entdecken galt und von dem wir selber erst noch zu lernen hätten. Es wäre zu wünschen, dass auch unser gegenwärtiges Heimwesen wieder etwas von diesem zuversichtlichen Geist zurückgewinnen möge. Das wird in Anbetracht der sich stellenden Aufgaben kein Leichtes sein, denn die verlagerten Altersstrukturen und die sich anders stellenden Probleme erfordern eine Neuorientierung in den Zielsetzungen der Heimaufgaben wie auch im Verständnis dessen, was wir vom Leben zu erwarten haben, wie wir diesem Leben begegnen und gerecht werden.

Ausgehend von einigen aktuellen Heimaufgaben möchte ich einen kleinen Beitrag zu diesem erforderlichen neuen oder aber lediglich vergessenen Lebensverständnis leisten. Um dies besonders klar und kontrastreich herausarbeiten zu können, lohnt es sich, zunächst noch einmal einen Blick in die jüngste Vergangenheit der Heimerziehung zu werfen, von deren Intentionen eigentlich eher wenig nachzuwirken scheint.

2. Die Thematik der Heimerziehung in den letzten zwanzig Jahren

Vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten noch bildeten Erziehungsheime und Sonderschulen einen wesentlichen Bestandteil heilpädagogischer Bemühungen. Hinsichtlich Anzahl und Verschiedenartigkeit der Heimtypen erreichte man damals einen eigentlichen Kulminationspunkt und war stolz auf diese Errungenschaft, die für den differenzierten Ausbau der Förderungsmöglichkeiten im Erziehungs- und Unterrichtswesen sprachen. Die Invalidenversicherung wie auch die Justizabteilung des Bundes richteten auf gesetzlicher Grundlage namhafte Beiträge an diese Institutionen aus, und die Kantone waren ebenfalls bereit, ihren Kostenanteil beizusteuern.

Die Heimkampagne in der Folge der 68er-Bewegung

In der Folge der 68er-Bewegung, deren sichtbarstes Zeichen bei uns die Jugendunruhen in Zürich waren, wurden die Jugendhei-



Dr. phil. Peter Schmid:

«Die Zeit der grossen Bewegungen, der grossen Entwürfe und der grossen Worte im Heimwesen ist einstweilen vorbei.»

me das *Ziel massivster Kritik*. Diese galt all jenen Institutionen, welche die damals arg gezeisselten repressiven Erziehungsstile symbolisierten und darum, in vereinfachter Zurechtlegung der Meinungen, als die Quelle manchen Übels angesehen wurden. In entsprechenden Aktionen solidarisierten sich denn auch Jugendliche mit ihren Gleichaltrigen, die im Massnahmenvollzug standen, mit der Absicht, sie aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Im Anschluss an die Krawalle, die Verletzte und Sachschaden verursacht hatten, forderten namhafte Persönlichkeiten im «Zürcher Manifest» einen generellen Straferlass für Jugendliche, die sich gewisse Delikte hatten zuschulden kommen lassen. Der Protest galt nicht nur als gerechtfertigt, er stand für die schöpferische Tat, welche die Fesseln der Repression und Bevormundung zu sprengen beabsichtigte.

Wie weit solche Straferlasse im einzelnen gerechtfertigt gewesen wären, kann uns hier nicht weiter beschäftigen. Tatsache ist jedenfalls, dass der *Strafgedanke* an sich damals einen sehr negativen Anstrich bekam und stets mit *Machtanmassung* und *autoritärem Gebaren* in Zusammenhang gebracht wurde. Einmal mehr bewegte sich das Menschenbild in einem Schema, das bewusst vereinfacht etwa so ausgedrückt werden konnte: der Mensch ist von Natur aus gut, nur die Gesellschaft macht ihn schlecht. Man gebe ihm darum die notwendige individuelle Freiheit zurück und die Probleme würden von selbst verschwinden.

Der Therapiegedanke

Auf dieser ideologischen Basis, die durch Optimismus und Aufbruchstimmung gekennzeichnet war, fand denn auch der Therapiegedanke reichlich Nahrung. Dass es mit der äusseren Befreiung nicht getan wäre, war den Kennern der Heimscene von Anfang an klar. Aber auch die innere Befreiung von Komplexen und Zwängen, eine Art Katharsis, geht von der Vorstellung aus, der Mensch finde dank Auflösung seiner Konflikte von selbst den richtigen Weg. Es galt darum, aufzuholen, was verhindert wurde, versäumen konnte man ja nichts. Als *Alternative zur konsequen-*

ten Heimauflösung gesellte sich nun das *Therapieheim*, oder es bot sich eine *zunehmende Zahl von Therapieformen* an, die in der Regel in der Einzelbehandlung verabreicht wurden und mehr und mehr den auf Kontinuität bedachten Erziehungsauftrag auf den zweiten Platz verwiesen. Mit der Vergrösserung des therapeutischen Anteils im Heimwesen geriet natürlich die Frage der Selbstverantwortung und der Schuld in Vergessenheit oder erhielt ebenfalls einen negativen Anstrich wie Strafe und Autorität. Übersehen wurde dabei, wie mit der *generellen Ignorierung der Schuldfrage dem Menschen ja auch die Fähigkeit abgesprochen werden musste, als eigenverantwortliches Wesen zu handeln und eben auch Fehler zu begehen, sowie schliesslich auch mit zusätzlicher eigener Kraft wieder auf den rechten Weg zu gelangen*. Wer für krank erklärt wird, ist zwar entschuldigt, kann nichts dafür, gilt aber auch nicht mehr für mündig und voll zurechnungsfähig. Wo die therapeutische Applikation mehr und mehr die Erziehung zu ersetzen trachtet, gerät darob auch die Menschenwürde in Gefahr.

Die Forderungen nach sozialer Integration

Das an sich beinahe unangefochtene Heim- und Sonderschulwesen der siebziger Jahre kam zusätzlich ins Kreuzfeuer der Kritik durch eine weitere Bewegung, die sich unter dem Stichwort der «*sozialen Integration*» formierte. Die Forderung, behinderte und schwierige Mitmenschen wieder vermehrt in der natürlichen Umgebung und deren gängigen Institutionen mitzutragen, kann als Reaktion auf eine allzu perfekte Spezialisierung betrachtet werden, die natürlich auch eine verstärkte Tendenz zur Separation nach sich zog. Aber auch da schoss das Pendel der Gegenbewegung beträchtlich über das Ziel hinaus, indem die unterschiedlichen Voraussetzungen zwischen Behinderten und Nichtbehinderten entweder bagatellisiert oder dann auf die Frage der intellektuellen Fähigkeiten reduziert und darum für untergeordnet gehalten wurden. Gegenüber der sozialen Komponente in der Lebensertüchtigung hatten alle anderen Ansprüche zurückzustehen, ja Lernen und Leistung, soweit sie eben vom einzelnen gefordert und erwartet wurden, bekamen dadurch das negative Image egoistischen Strebertums. *Das Schlagwort von der Leistungsgesellschaft als dem Krebsübel aller separativer Tendenzen machte die Runde*. Kommt dazu, dass in unserer doch stark extravertierten Zeit jede Form des Selbstseins und des Auf-sich-selbst-gestellt-Seins ungewöhnlich anmutet und sogar Angst auslöst. Nichts wird, zuweilen auch heute noch, für schlimmer erachtet, als das Alleinsein, die drohende Isolation, in der man den eigenen Gedanken überlassen bleibt. Absonderung gilt generell als ungeschicklich, ob sie unfreiwillig verordnet oder freiwillig gewählt wird. Gruppen- und teamfähig muss man sein, in Wohngemeinschaften leben wollen und jegliches Bedürfnis nach einem privaten Bereich abstreifen. Ich weiss, es hat mittlerweile wieder gedreht, was nicht verwunderlich ist. Die allseits zum Prinzip erhobene Forderung nach Gemeinschaftsfähigkeit und dauerndem Zusammenleben in Gruppen trägt mit seiner Überforderung den Keim zur Absonderung und Vereinsamung gerade in sich. *Echte Integration beruht auf Gegenseitigkeit, nicht auf einseitigem Fordern und Konsumieren*. Zu einer dauerhaften Gemeinschaft muss jeder etwas beitragen, und darum ist es nötig, vorerst und teilweise in separativen Lebensstrukturen sich auf diese Rolle vorzubereiten.

Wissenschaft und Forschung

Die Visionen eines möglichen Verzichts auf Heime, die hochgesteckten Erwartungen in die Wirksamkeit therapeutischer Massnahmen sowie die entschiedenen Integrationsbestrebungen waren allesamt von der Hoffnung geprägt, längerfristigen einen grundlegenden Wandel in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu erwirken und auch Hinweise auf hierfür geeignete Erziehungsfor-

men zu erhalten. Ähnliches kann auch von den Bemühungen gesagt werden, mit wissenschaftlichen Methoden dem speziellen Wirkungsbereich der Heimerziehung auf den Leib zu rücken. Selbst wenn dabei das Heim als Institution nicht grundsätzlich in Frage gestellt wurde, so ging es doch darum, *optimale strukturelle Bedingungen zu eruieren*, welche die Effizienz der Erziehungsaufgaben zu erfassen und allenfalls zu verbessern trachteten. Der Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung stellte hierfür namhafte Gelder zur Verfügung, denn von den Ergebnissen erhoffte man sich ebenfalls Klarheit und Hilfe. Allein, es ist auch um diese Forschungsvorhaben ruhig geworden, wohl nicht zuletzt deshalb, weil sich inzwischen auch die Aufgaben im Heimwesen schwerkgewichtsmässig verlagert haben und sich längst neue Probleme in den Vordergrund drängen. Ein wesentlicher Grund liegt in der veränderten Altersstruktur der Menschen, die heute in Heimen leben, aber auch in der Art der Behinderungen, mit welcher plötzlich die alten Fragestellungen zusehends an Aktualität einbüßen.

3. Die Verschiebung der Akzente im gegenwärtigen Heimwesen

Zweifellos bleiben uns die klassischen Aufgaben der Heimerziehung weiterhin erhalten. Es sind aber neue hinzugekommen oder bereits bestehende Probleme haben sich verschärft. Dies zwingt, die Arbeit von neuem zu überdenken und sich auf elementare pädagogische Erfahrungen und solche der Lebensgestaltung und des Zusammenlebens zurückzubedenken. Dies trifft insbesondere für den Umgang mit Süchtigen, Schwerstbehinderten und Betagten zu.



BFF BERN
Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule
Monbijoustr.21, Postfach, 3001 Bern, 031 25 34 61

Erzieherin/Erzieher

ein vielseitiger, ganzheitlicher Beruf

Suchen Sie eine Tätigkeit

- bei der das Zusammenleben mit den Ihnen anvertrauten Menschen zum Beruf wird?
- die Ihre ganze Person, all Ihre Fähigkeiten und Begabungen beansprucht?

Sind Sie bereit

- zur Zusammenarbeit in einem Berufsfeld mit unterschiedlichen Bezugspersonen?
- zu planen, zu improvisieren und unerwarteten Situationen mit Phantasie zu begegnen?

Wenn ja, dann prüfen Sie die Ausbildungsangebote zum Erzieher/zur Erzieherin an der Abteilung Sozial- und Sonderpädagogik der BFF Bern:

- a) **Vollzeitausbildung** (3 Jahre)
 - Mindestalter bei Ausbildungsbeginn: 20. Altersjahr
 - Anmeldeschluss: **je 15. August**
(Ausbildungsbeginn: August des folgenden Jahres)
- b) **Praxisbegleitende Ausbildung** (4 Jahre)
 - Mindestalter bei Ausbildungsbeginn: 22. Altersjahr
 - Anmeldeschluss: **je 15. Januar**
(Ausbildungsbeginn: Februar des folgenden Jahres)

Die BFF Bern führt auch Ausbildungsgänge für Kleinkinderzieher/innen und Lehrer/innen für Geistigbehinderte. Informationen und Unterlagen erhalten Sie durch das Sekretariat der Abteilung Sozial- und Sonderpädagogik an der BFF BERN, Kapellenstrasse 6, 3011 Bern, Tel. 031 25 34 61.

Die Süchtigen

Die Sucht ist ein Kind unserer Zeit. Nicht dass es früher keine Süchtigen gegeben hätte – Süchtigkeit hängt mit dem Wesen des Menschen selbst zusammen –, aber die Lebensumstände von damals erlaubten es nur einer dünnen Schicht, sich gleichsam den Luxus des Suchtverhaltens zu leisten. Sucht ist insofern ein typisch menschliches Problem, als die «Krone der Schöpfung» seiner Natur nach Bewohner zweier Welten ist, der leiblichen und der geistigen. Die Leiblichkeit erzeugt in ihm lebensnotwendige Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen. Seine Geistigkeit lässt ihn aber nicht genug sein an den triebhaft bedingten Ansprüchen. Er strebt darüber hinaus nach dem Dauerhafteren, Erfüllenderen. Wirkliche Zufriedenheit findet er nur auf dem Umweg über den Dienst am Mitmenschen, über die Auseinandersetzung mit der Welt, über der er seine eigenen Ansprüche vergisst oder doch zurückstellen lernt. Was dem Menschen in Wirklichkeit etwas bedeutet, hält sich diskret im Hintergrund und muss erst über eine eigene Anstrengung und auf einem beschwerlichen Weg entdeckt werden. Das Vordergründige und Sensationelle, dessen Wirkung jeweils rasch abflacht, nimmt dagegen unsere Sinne jederzeit in Beschlag und drängt sich beharrlich hervor. Ohne die Zeiten gewisser Entbehrungen auf deren Sonnenseite zu beschränken, kommen wir um eine Tatsache nicht herum: *wer hin und wieder auf die vordergründigen Bedürfnisse verzichten oder mit ihnen haushalten lernen muss, weil sie nicht in beliebiger Menge verfügbar sind, lenkt die Aufmerksamkeit unweigerlich darüber hinaus auf andere Werte, die ihm über Beziehungen, kulturelle Betätigungen, Arbeit und Musse zugänglich werden.* Die Erfahrung von Lebenssinn lässt den Menschen das rechte Mass seiner Bedürftigkeit finden und lehrt ihn, die irdischen Güter als Gabe erst zu geniessen.

Allein in der heute auf Konsum ausgerichteten Lebensmentalität, die sich alle Wünsche alsogleich erfüllt, fixieren sich die Menschen auf die jederzeit verfügbaren Genussmittel, durch deren Beschaffung ihre Kräfte beträchtlich absorbiert werden. *Der Lebensstil des Süchtigen unterscheidet sich von demjenigen einer Mehrheit von Zeitgenossen nicht so sehr in der Qualität der Lebensgrundhaltung als lediglich noch im quantitativen Ausmass seiner Begehrlichkeit.* Seine Beziehungslosigkeit ist die Konsequenz des allgemein verbreiteten Individualismus und Egoismus. Seine Masslosigkeit ist die überzeichnete Verpönteit, sich gelegentlich mal etwas vorzuenthalten. Seine Interesselosigkeit und Apathie ist nur der nächste Schritt über die allgemein verbreitete satte Selbstzufriedenheit hinaus.

Was also haben wir dem Süchtigen an Hilfe anzubieten? Wo kann er jene Erfahrungen sammeln, für die ihm die Umgebung unmöglich Vorbild sein kann? «Integration» ist hier ein schönes Wort, ein wünschenswertes Ziel, aber vorerst gibt es nur die konsequente Separation. Idyllische Zeiten waren es, als man noch alle Hoffnung in Therapien setzte. Was hier nottut, ist eine *mühsame, gänzlich unattraktive Nacherziehung von Grund auf.* Vor dieser Aufgabe können uns auch Forscher nicht bewahren. Sie kümmern sich ohnehin nicht um affektive Zusammenhänge, um die es bei der Süchtigkeit vor allem geht. Die Erziehungsverantwortlichen sehen sich auf ihre ursprüngliche Aufgabe verwiesen, die ihnen niemand abgenommen hat, nachdem die eifrigen Missionare verstummt sind und sich zurückgezogen haben. Jetzt sind sie «aufs Eigene wieder beschränkt».

Die Schwerstbehinderten

Ein zweiter, sich ausweitender Aufgabenbereich besteht in der Betreuung Schwerstbehinderter. Die Fortschritte der Medizin machten es möglich, schwer geschädigte Menschen nicht nur am

Leben zu erhalten, sondern ihnen selbst ein ansehnliches Alter zu ermöglichen. Heilpädagogik ist längst nicht mehr nur die Lehre von der Erziehung jener Kinder, die in ihren Entwicklungsmöglichkeiten dauernd gehemmt sind – aus den Kindern sind Jugendliche und schliesslich Erwachsene geworden. Wir haben aber auch einmal gelernt, dass Heilpädagogik im Grunde eine missverständliche Bezeichnung sei, weil es rund um diese besondere soziale Hingabe eigentlich nichts zu heilen gebe. Immerhin führten die pädagogisch-therapeutischen Massnahmen zu erstaunlichen Erfolgen. Mittels systematischer Anwendung von speziellen Erziehungsgrundsätzen und Unterrichtsmethoden erfuhr manche als anlagebedingt apostrophierte Schwäche eine deutliche Relativierung. *Wenn schon nicht Heilung, so war doch Förderung in jedem Fall angezeigt und erfolgversprechend.* Mit der Erfassung bestimmter Lern- und Leistungsstörungen konnte auch anschliessend die Methode bestimmt werden, die solche Defizite systematisch auszugleichen oder doch zu kompensieren vermochte. «Förderdiagnostik» heisst das zukunftsweisende Zauberwort, und was sie auslöst beziehungsweise in Bewegung setzt, sind Stützunterricht, Förderprogramme, ambulante Heilpädagogen und Schulen in Kleingruppen.

So weit, so gut. Was aber, wenn es auch nichts mehr zu fördern gibt? Wo sehen wir noch den Sinn einer Aufgabe, wenn Behinderte uns nicht mehr den Gefallen tun, eine noch so bescheidene Zukunft zu haben? Wenn wir froh sein müssen, dass sich aufrechterhält, was im Grunde ohne Förderung schon da war? Dann muss sich unsere Aufmerksamkeit unweigerlich auf die Gunst der Stunde, den erfüllten Augenblick oder selbst nur auf den Lichtblick ohne nutzbringende oder auch nur spürbare Auswirkung richten. Doch wer weiss, vielleicht ist das Leben überhaupt ganz wesentlich Gegenwart und braucht durch keinerlei Zukunft abgesegnet zu werden. Die Teilhabe an der Sozietät ist sodann nicht mehr die Integration um jeden Preis, sondern die einzige und ausschliessliche persönliche Beziehung des Behinderten zu jedem von uns. Wer kann denn mit Sicherheit behaupten, das sei auf jeden Fall weniger wert? *In der Extremsituation mit Schwerstbehinderten stossen wir unvermeidlich an Grenzen mit unserer Tüchtigkeit,* und zwar nicht, weil wir zu wenig können, sondern auf das Können allein abstellen. Dabei wäre es ebenso wichtig, das zu vernehmen, was sich im aktuellen Bezug und nirgends sonstwo ereignet. Auch da sehen wir uns «aufs Eigene wieder beschränkt» und am Anfang unserer Lebensweisheit.

Die Betagten

Noch auf eine dritte Weise fordert uns die gegenwärtige Heimszene heraus, nämlich durch die Tatsache, dass sich immer mehr Institutionen des alternden Menschen anzunehmen haben und diese Aufgabe sich im Grunde mit keiner anderen Heimsituation noch vergleichen lässt. In der Regel kommt der Mensch in ein Heim für eine begrenzte, vorübergehende Zeit, in der er darauf vorbereitet wird, sein Leben besser zu bewältigen. Ins Altersheim dagegen kommen Menschen, *die dem Lebensalltag nicht mehr gewachsen sind,* und sie bleiben in der Regel bis zu ihrem Tode dort. Wie sollen wir mit Menschen umgehen, deren Leben in den grossen Etappen hinter ihnen liegt; die nichts mehr, was uns lebenswert erscheint, vor sich haben und erst noch eine beschwerliche und beschwerdenreiche Gegenwart aushalten müssen? Da greifen einmal mehr alle unsere Kriterien, die wir bislang an einen üblichen Heimaufenthalt geknüpft haben, zu kurz.

Natürlich kann man sich auch hier die Allerweltsfrage stellen, ob es nicht besser keine Altersheime gäbe. Und darauf pflegt man zu antworten: solange Betagte in ihren eigenen vier Wänden wohnen und haushalten können und dies auch wünschen, habe die notwendig werdende Betreuung diesen Möglichkeiten entgegen-

zukommen. Aber damit schaffen wir ja nicht das Alter ab. Die Probleme des Alterns kommen nur zu einem späteren Zeitpunkt auf uns zu und bestehen überdies ja auch ausserhalb der Heime. Sollte es gar zum guten Ton gehören, nicht ins Altersheim zu ziehen, und würde daraus ein gesellschaftlicher Zwang, solange wie nur irgendwie möglich daheim und dort allein auszuharren, so stände diese Form der Verdrängung des Alters jeder andern in nichts nach. Doch wie steht es mit der Isolation und der Einschränkung, die ein Heimaufenthalt mit sich bringen? Das muss nicht zwingend so sein. Aufgeschlossene Heimleiterinnen und Heimleiter tun manches, um dieser Absonderung entgegenzuwirken. Aber allein daran liegt es nicht. Wir dürfen uns auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Kontaktmöglichkeiten durch mancherlei Altersgebrechen schwinden und dass es auch nicht das vordringlichste Bedürfnis alter Menschen ist, den Kreis ihrer Beziehungen unbedingt noch einmal zu erweitern und zu intensivieren. *Das Bedürfnis nach Alleinsein ist ein ebenso ursprüngliches wie dasjenige nach Geselligkeit.* Der Rückzug in eine erhaltengebliebene persönliche Sphäre ist besonders wichtig im Rahmen von Institutionen, die ohne eine gewisse Reglementierung des Tagesablaufs nicht auskommen.

Auch das therapeutische Prinzip begegnet uns in Alters- und Pflegeheimen in besonderer Ausgestaltung und kann dort zuweilen ein Ausmass erreichen, das dem Alter nicht mehr angemessen ist. Es kommt dort am deutlichsten zum Vorschein, wo solche Institutionen noch unter ärztlicher Leitung stehen und deshalb mehr Klinik sind als Heime. Nun ist gewiss nicht zu bestreiten, dass die medizinische Versorgung in Pflegeheimen einen wichtigen Stellenwert einnehmen muss. Und dennoch ist sie nicht das Wesentlichste eines Heimaufenthalts. Eine gute Gesundheit erleichtert zwar vieles im Leben, aber wir leben nicht, um gesund zu sein. *Es kann vorübergehend einmal sehr wichtig sein, sich vor-*



Teleskop-Rampen aus Alu

Hindernisse meistern Sie wieder selbständiger ...

und erst noch kostengünstiger. Die superleichten jedoch äusserst stabilen Teleskoprampen aus Aluminium sind ein ideales Hilfsmittel für Rollstuhlfahrer. Sie werden damit ein rechtes Stück unabhängiger. Wollen Sie unsere Modelle ausprobieren? Rufen Sie doch einfach an oder besuchen Sie unsern Vorführraum.

Bimeda AG
Rehabilitationshilfen
Heim- und Spitalbedarf

Bubentalstrasse 7
8304 Wallisellen
Tel. 01/830 30 52

bimeda
damit Sie's leichter haben

dringlich um die Gesundheit zu kümmern, aber es kann ihr nicht die andauernde und dominierende Aufmerksamkeit gehören. Es kann sehr unmenschlich sein, den Betagten um der Gesundheit willen Aktivitäten zu verbieten und Wünsche zu versagen. Zudem sind Altersgebrechen nur sehr bedingt mit Krankheiten zu vergleichen, und darum auch nicht als solche zu behandeln.

Es bleibt noch die Frage: was können Wissenschaft und Forschung zum besseren Verständnis des Alters beitragen? Es gibt die Geriatrie, die Gerontologie und neustens auch noch die Gerontagogik. An die Wissenschaften stellt man den Anspruch, Grosses zu leisten. Die Ergebnisse der Forschung müssen nutzbringend sein, also auch in diesem Fall das Leben erleichtern. Eines sollten wir dabei nicht vergessen: *das Alter ist ein Lebensabschnitt und keine Panne*. Es ist in sich selbst genug wie jede andere Lebensphase auch, nährt sich vom Gewesenen, trägt in sich, was bewahrenswert ist und führt weiter, was sich bewährt hat. Es braucht in diesem Moment kaum noch aufwendige intellektuelle Exkurse mehr, um zu erkennen, was den Menschen in seinen späten Lebensjahren noch umtreibt: Er möchte Menschen und Dinge um sich wissen, die ihm etwas bedeuten und seine Erinnerungen wachhalten. Selbstverständlich sollte er durch kleine Beschäftigungen sich irgendwo nützlich machen können und damit für andere da sein, hin und wieder sich auch einen lang gehegten Wunsch erfüllen dürfen. Meist ist es der nicht zu unterschätzende und zugleich bescheidene Anspruch, mit kleinen Ereignissen Erinnerungen wiederzubeleben und einen geheimnisvollen Hauch von Ewigkeit zu verspüren, der das Sterben leicht zu machen verspricht.

4. Das Bleibende in der Veränderung

In der Heimszene hat sich im Laufe der Zeit einiges gewandelt. Die Änderung der Aufgaben und die Verlagerung ihrer Schwerpunkte haben manche Forderungen verstummen lassen und verschiedene Zielsetzungen relativiert. Das Problem der Sucht veranlasst uns insbesondere zur Rückbesinnung auf elementare Erfahrungen und grundlegende erzieherische Notwendigkeiten, die das Leben jederzeit an uns stellt. Die Betreuung Schwerstbehinderter und Betagter macht uns vor allem bewusst, wie der Stellenwert der Zukunft in den Grenzsituationen des Lebens allmählich schwindet und damit die Bedeutung aller Aktivitäten wie Förderung und Forschung, therapeutische Bemühungen wie Integrationsbestrebungen, welche sich alle auf Erfolge in der Zukunft ausrichten und nur von da her zu rechtfertigen sind. Wo Zukunft im landläufigen Sinne dahinfällt oder, wie im Fall der Rehabilitation von Süchtigen, vorübergehend aus den Augen gelassen werden muss, wird man unweigerlich auf die Gegenwart verwiesen.



immer besonders gut
und ausgiebig

ORRIS-FETTWERK AG
6300 ZUG

Tel. 042 31 19 36

Daraus erfolgt die *Aufwertung des Augenblicks, und es stellt sich die Frage nach dem, was Bestand hat über allen Wandel hinweg.*

Wir erhoffen uns von jedem Wandel einen Fortschritt. Darum sind wir den Modeströmungen derart zugetan. Doch Veränderung an sich und Anpassung an neue Gegebenheiten bringen allein noch nichts Positives. *Der äussere Wandel führt nur dann zu einem Fortschritt in der Erkenntnis, wenn mit ihm auch eine innere Wandlung des Menschen vor sich geht.* Wandlung entsteht aus der Gewissheit, mit jedem Wandel und durch ihn hervorgerufen, dem Wesentlichen, auf das es jederzeit und überall ankommt, einen Schritt näher gekommen zu sein. *Immer besser spüren lernen, worauf es ankommt, das sollte das Resultat eines Wandlungsprozesses sein.* Das versetzt uns auch in die Lage, auf Änderungsansprüche mit einer gewissen Gelassenheit zu reagieren. *Die Selbstbescheidung auf das, was uns stets und überall, also auch im Hier und Jetzt aufgetragen ist, ist höchstens ein Zurücknehmen der Ansprüche, die wir ans Leben stellen, keineswegs aber der Ansprüche, die das Leben an uns stellt.*

Heime, welche speziellen Aufgaben sie auch immer wahrnehmen, sollten Orte der lebendigen Gegenwart sein, somit das Leben selbst in seinen vielfältigen polaren Spannungen widerspiegeln und den entsprechenden Bedürfnissen der Menschen entgegenkommen. Alle Menschen haben Anspruch auf eine Privatsphäre, eine Intimsphäre wie auch auf mannigfaltige Kontakte zu Mitmenschen, Gemeinschaft und Öffentlichkeit. Sie sollten Teilnahme- und Rückzugsmöglichkeiten haben, selbständig sein und bleiben dürfen in einem für sie erforderlichen und zuträglichen Masse und ihr eigenes Gleichgewicht von Arbeit und Musse finden. Dafür braucht es in erster Linie Kleinarbeit im überschaubaren Rahmen und menschliches Engagement in den Institutionen.

Das Angebot der Lebensvielfalt in der Überschaubarkeit muss das Prinzip jeder Heimkonzeption sein, und das ist keineswegs ausserhalb der Heime und Institutionen zum vornherein besser verwirklicht. Die Heimsituation braucht nicht automatisch ärmer zu sein als das Leben draussen. Es kommt lediglich darauf an, dass wir das Wesentliche in den unspektakulären Dingen, in den Wünschen der Menschen und ihren manchmal unkonventionellen Ansprüchen erkennen. Dadurch erhält die Gegenwart eine ungeahnte Aufwertung, *denn nur gelebte Gegenwart hat eine Zukunft* auch für Menschen, deren Leben unsern gängigen Zukunftsvorstellungen nicht oder nicht mehr entspricht. Das menschliche Leben hat nicht nur einen Anfang und ein Ende, «es fängt», wie Martin Buber sagt, «in jeder Stunde neu an». Jedes Erlebnis, jeder erfüllte Augenblick, ist ein solcher Neuanfang. *In jedem Leben, mag es noch so schwer behindert, verwahrlost oder am Ende der Tage angelangt sein, ist die Chance dieses Augenblicks jederzeit gegeben, man muss sie nur erkennen, ergreifen und die sich darin stellende Verantwortung mit Hingabe wahrnehmen.*

Die Zeit der grossen Bewegungen, der grossen Entwürfe und der grossen Worte im Heimwesen ist einstweilen vorbei. Sie hat uns, wenn nicht die erhofften Verbesserungen, so doch *wesentliche Einsichten* gebracht. Ich greife nochmals das bereits angetönte Rilkewort auf, führe es nun aber zu Ende: *«Nun seid ihr aufs Eigene wieder beschränkt. Doch grösser ist es geworden.»* Es gibt also *keinen Grund zur Resignation, nur Anlass für eine neue Blickrichtung und eine Neubewertung dessen, was uns täglich aufgegeben ist.* Es gibt ein Lebensprinzip, das sich durch Grösse in der Selbstbescheidung auszeichnet. Luise Rinser hat es so ausgedrückt – und mit ihren Worten möchte ich meine Ausführungen schliessen:

«Wir können nichts Grosses tun, wir können das Kleine aber in höchster Intensität tun und es ins Grosse heben.»